

Die Reise nach Greifenburg

Es ist Donnerstag, der 13. Mai 2010. Ich sitze in meinem Elternhaus in Pöllau bei Gleisdorf. Schwere Regenwolken hängen tief am Himmel. Montag wird mein erster Arbeitstag in der neuen Firma, einer Dachdeckerei, sein.

Schon seit längerem habe ich für dieses Wochenende einen fliegerischen Kurzurlaub nach Greifenburg an der Drau geplant. Meine Freunde Markus, Ralf und Andrea sind schon dort oder gerade im Begriff aufzubrechen.

Ich schiebe den Vorhang zur Seite. Weit und breit nichts als graue Waschküche. Die Webcam auf der Emberger Alm zeigt, dass es an meinem Zielort auch nicht anders aussieht.

Der Wetterbericht meldet in der Steiermark und Kärnten feuchtlabile Luft. Bei etwas Sonneneinstrahlung kann es jederzeit zu Gewittern und Überentwicklungen kommen. Die Basis ist tief. Nein, zum Drachenfliegen brauche ich dieses Wochenende wirklich nicht nach Greifenburg zu fahren.

Aber ich könnte ja mit dem Rad hinfahren. Dann hätte ich auch ohne einen weiten Streckenflug mein sportliches Erfolgserlebnis! Nur mit welchem Rad? Mein KTM-Rennrad aus den 1970er Jahren ist mir

ja bei der letzten Tour über die Teichalm und durch das Passailer Becken an einem Rahmenbruch verendet. Ohne Rad keine Radtour, schade.

Vielleicht gibt es aber doch noch eine Lösung. Ich frage meinen Bruder Matthias. Er besitzt ein modernes Carbonrad mit den neuesten technischen Raffinessen. Matthias leiht mir sein Rad und bekommt im Gegenzug dafür mein Auto bis Montag.

Jetzt kann ich darangehen meinen Rucksack zu packen. Es handelt sich dabei um einen 60 Liter-Rucksack, den ich vor Jahren meiner Schwester abgekauft habe. Leider fehlt der Bauchgurt, den ich aber mit Hilfe von Reepschnüren und Gurtbändern nachbilden kann. Kleidung für ein paar Tage, einen warmen Schlafsack, und ein kleines Röhrenzelt gehören zu meinem Reisegepäck.

Am Hinterrad hat das Rennrad einen Platten, der geklebt werden muss

Um 13.00 Uhr bin ich bereit zur Abfahrt. Doch draußen gießt es in Strömen. Ich zweifle kurz an der Sinnhaftigkeit meines Vorhabens und verlege den Zeitpunkt der Abfahrt zum Ende des Niederschlages. Langsam rinnen die Stunden dahin. Da – um 16.30 Uhr lichtet sich der trübe Himmel ein wenig. Ich schwinde mich auf den Draht- oder besser gesagt auf den Kohle-Esel. Die Batterien für Vorder- und Rücklicht

sind voll aufgeladen. Ein Schlauch-Reparaturset gehört selbstverständlich genauso wie ein gutes Buch als Einschlaflaktüre zu meinem Gepäck. Auf eine Unterlagsmatte verzichte ich aus Gewichts- und Platzgründen. Ein ausreichendes Maß an Müdigkeit erscheint ist Garant, auch ohne Matte gut zu schlafen. Ich werde bis tief in die Nacht hinein unterwegs sein, um die späte Abfahrt wieder gut zu machen. Vielleicht gehen sich dann noch 100 km aus...

Die Temperatur ist angenehm. Die Feuchtigkeit der vorangegangenen Regenfälle kondensiert über dem Boden und bildet eine flache Nebelschicht. Mächtige Wolkentürme, die sich im Westen aufgebaut haben, werden von der tiefstehenden Sonne in ein unwirkliches Licht getaucht.

Nach fünfunddreißig Kilometern habe ich die steirische Landeshauptstadt erreicht. Eine Unannehmlichkeit macht sich mit der Zeit spürbar: Wegen seiner enormen Körpergröße hat Matthias seinen Sattel viel zu hoch für meine Verhältnisse eingestellt. Ich kann die Straße kaum erreichen und sitze außerdem in einem unnatürlichen Winkel auf dem Fahrrad. Bei Kilometer 48 klopfe ich bei den lieben Verwandten Eva und Alexander an, die mir bei der Beseitigung dieses Problems helfen, mir einen Imbusschlüssel schenken und mir noch dazu meine Flaschen mit einer

herrlichen Erfrischung anfüllen. Bei fortschreitender Dämmerung setze ich meine Fahrt nach Westen fort. Um 22.00 Uhr habe ich das schöne Städtchen Köflach erreicht, wo ich zu einem Imbiss einkehre. Nachdem ich – frisch gestärkt – das Lokal verlasse, begehe ich einen Fehler und bemerke ihn erst, als ich mich im Ortskern von Bärnbach befinde und fern von mir auf der anderen Talseite die glitzernde Lichterkette der Packautobahn erkenne. Nach sechzehn Kilometern Umweg bin ich wieder vor dem Fast Food-Restaurant, bei dem ich zuvor eingekehrt war. Der Bordcomputer zeigt 79 gefahrene Kilometer an. Genau bei 100 werde ich mein Nachtlager beziehen. Nachdem ich an Maria Lankowitz vorüber bin, wird es einsam: Noch ein kurzes Gefälle, dann das Rauschen eines Baches. Danach steigt die Straße kontinuierlich an. Die Kilometer ziehen sich wie zäher Kaugummi. Dann endlich: In einem kleinen Waldstück kurz vor der Ortschaft Edelschrott ist der Hunderter voll. Rechts von mir glitzern aus dem Tal die Lichter der beiden Städte Voitsberg und Köflach zu mir herauf. Markant sind dabei die roten Fliegerwarnlichter des kalorischen Kraftwerks von Voitsberg.

Im dichten Gebüsch zwischen Straße und Abgrund beginne ich mit dem Aufbau meines Zeltes. Da nähert sich aus dem Tal das Geräusch eines Fahrzeuges, das

aller Wahrscheinlichkeit nach an einem perforierten Auspuff erkrankt sein dürfte. „Wildes Biwakieren ist verboten!“, schießt es mir durch den Kopf. Lange bevor das Fahrzeug auf meiner Höhe ist, schalte ich meine Stirnlampe ab und entferne Fahrrad, Gepäck und Zelt aus dem Sichtbereich der Bundesstraße. Als das Auto vorüber ist, erkenne ich an der Silhouette, dass es ein Streifenwagen war. Ich glaube zwar letztendlich nicht, dass sie wegen meiner Vorbereitungen zum illegalen Camping gekommen sind, aber eine Portion Vorsicht hat mir noch nie geschadet.

Um 0:30 Uhr ist das Zelt fertig und das teure Rad an einem dicken Baum festgesperrt, der von der Straße aus unsichtbar ist. Ich lege mich in meinen Schlafsack, da beginnt erst langsam, dann immer kräftiger zu regnen. Ich schlage mein Buch auf und beginne zu lesen: „Kaiser Friedrich I, Reformation...“ Vorbei, die Buchstaben verschwimmen, es hat keinen Sinn. Unmöglich, das Geschriebenen zu erfassen. Nichts bleibt hängen.

TAG II

Um 6:30 Uhr klingelt mich mein Mobiltelefonwecker aus den Träumen. Verwundert sehe ich zur Zimmerdecke empor: Warum ist sie so nah? Und die Falten...

Natürlich! Es ist die Wand meines kleinen Zeltes.

Verschlafen ziehe ich den Reißverschluss auf und blicke in die tropfnasse Landschaft hinaus, die sich wie ein Schwamm mit dem Regen der Nacht vollgesogen hat. Nebelschwaden hängen über dem Land. Sprühregen! Die Innenwände triefen von Kondenswasser. Im Eiltempo packe ich das Zelt zusammen und stopfe den Schlafsack in einen Müllsack, der hoffentlich wasserdicht ist. Die Fahrt geht weiter. In wenigen Minuten habe ich Edelschrott erreicht. Obwohl ich hier keinen Halt geplant habe, ist die ortsansässige Konditorei mit ihrem hübschen Café so verlockend, dass ich daran nicht vorüberfahren kann. Nach einem frischen Gebäck und einem schwarzen Kaffee ohne Zucker will ich mich wieder in Bewegung setzen, als mich ein Polizist anspricht, der auch sein Frühstück in der Konditorei genossen hat:

„Guten Morgen! Wo fahrma denn hin?“

„Guten Morgen auch! Ich hab noch einen Weiten Weg.“

„Ach so?“

„Ja, nach Greifenburg an der Drau!“

„Und da fahren Sie bei so einem Wetter“

„Kühles Wetter ist angenehmer als warmes“

„Na dann gute Fahrt noch. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, Schönes Wochenende!“

Mit schneckenhafter Langsamkeit nähere ich jetzt mich dem Packsattel. Ich erreiche den Ort Pack,

der die steiermärkisch-kärntnerische Landesgrenze markiert. Unmittelbar nach der Ortstafel plätschert ein Brunnen mit frischem Bergquellwasser in einen geschnitzten Holztrog hinein. Ich fülle meine Flaschen bis zum Rand an, pausiere ein paar Minuten und fahre weiter. Die Straße steigt jetzt nur noch schwach, wird eben und fällt dann über einen sanften Rücken in das Kärntner Lavanttal.

Wegen des Rucksacks ist mein Schwerpunkt ziemlich hoch. Dieser Umstand und die schmierig-nasse Straße lassen mich bei der Abfahrt ins Lavanttal eine eher langsame Geschwindigkeit wählen. Der Himmel klart auf und es wird um so wärmer je tiefer ich mit meinem Rad komme. Schon ist das Rauschen der Lavant zu hören. Ich komme an Wolfsberg und schließlich an Sankt Andrä vorbei. Nun gibt es zwei Möglichkeiten: Ich könnte einerseits dem Lauf der Lavant bis zu ihrer Mündung in die Drau folgen und dann am Uferradweg die Drau weiter stromaufwärts radeln.

Die zweite Möglichkeit, für die ich mich letztendlich entscheide, ist zwar anstrengender, dafür nicht so weit. Um Kraft zu sparen halte ich auch in der Steigung zum Griffener Sattel wieder bei jedem vollen Kilometer eine Minute lang an. Schon bin ich am Sattel. Dann das langgezogene Gefälle nach Griffen hinunter. Der Wind kommt jetzt aus Westen und verlangsamt das

erste Mal mein Tempo auf kaum mehr als zwanzig Stundenkilometer. Die Berge im Norden sind mit Schauer- und Gewitterwolken verhangen. Im Süden aber ist der Himmel blau und fast wolkenlos. Ich werde den Drauferradweg nehmen – auch wenn es weiter ist. In Völkermarkt biege ich nicht in Richtung Klagenfurt ein, sondern fahre hinunter an die Drau, die hier zu einem riesigen See aufgestaut ist. Irgendwo sollte hier der Uferradweg abzweigen. Ich finde ihn leider nicht und folge weiter der Bundesstraße, die sich auf einer Brücke über den Stausee und dann weit nach Unterkärnten zieht.. In einem großen Bogen über hügeliges Gelände finde ich zum Glück wieder zurück an den Fluss. Am rechten Ufer fällt mir ein unscheinbarer Schotterweg auf: Auf einem kleinen, grünen Schild, das daneben angebracht ist, lese ich: „Drauferradweg R1“.

Jetzt habe ich gefunden, wonach ich gesucht habe. Bis zu meinem Ziel werde ich nun keine nennenswerte Steigung mehr überwinden müssen. Viele Kilometer zieht sich der naturbelassene Weg durch Alleen und über Dämme, ständig am Draufer entlang. Immer wieder komme ich zu Wehranlagen, hinter denen sich große Stauseen befinden, die links und rechts durch hohe Dämme vom übrigen Tal getrennt sind. Hinter diesen künstlichen Barrieren befinden sich

Häuser und Dörfer weit unter dem Wasserspiegel des aufgestauten Flusses. Am rechten Flussufer münden laufend kleine und größere Bäche in die Drau ein, die ihr glasklares, fischreiches Wasser aus den Karawanken herunterbringen. Im Mündungsbereich und an den vielen Tümpeln und Teichen, die es hier gibt, sehe ich oft Menschen beim Fischen, Baden und Entspannen. An einer der vielen Radler-Raststätten, die sich im Schatten des Auwaldes unmittelbar am Ufer befinden, pausiere ich eine halbe Stunde und mache ein kurzes Schläfchen.

Frisch erholt mache ich mich wieder auf den Weg. Oft wechselt der Radweg die Flussseite und führt dabei hin und wieder über die vierzig oder fünfzig Meter hohe Staumauer einer Wehranlage. Dabei begegne ich einmal Kraftwerksarbeitern, die gerade damit beschäftigt sind, Treibholz zu entfernen, das sich samt viel anderem Unrat am Rechen gesammelt hat.

Stunden um Stunden folge ich dem Lauf der Drau. Von Völkermarkt bis nach Greifenburg habe ich fast vierhundert Höhenmeter zu überwinden. Lästiger als die geringe Steigung ist aber der kontinuierliche Gegenwind, der mein Weiterkommen bremst.

Als ich Villach erreiche, ist es 19.00 Uhr. Ich habe ich 163 Kilometer auf meinem Tageszähler. Im „Silbersee“, einem der vielen künstlichen Stauseen

zur Elektrizitätsgewinnung, sehe ich links die Einmündung der Gail. In diesem Bereich macht das Drautal einen leichten Schwenk nach Norden und wird enger. Auf einmal ist der Gegenwind verschwunden, der mich immer so lange geplagt hat. Bei gleicher Anstrengung bin ich fünf bis sieben Stundenkilometer schneller als zuvor. „Spittal/Drau 36 km“ lese ich auf einem Wegweiser. Die Strapazen des Tages machen sich bemerkbar. 185 km – In der Dämmerung folge ich gedankenverloren dem monotonen Schotterweg. Nichts ändert sich. 190 km – Was ist das? Im Schein meiner Lampe erkenne ich gelbe Leuchtpunkte in einer Wiese neben dem eintönigen Schotterweg. Ich halte an: Es sind die vielen Augen einer Rinderherde, die das Licht in gespenstischer Weise reflektieren. Ich nähere mich dem inneralpinen Bereich, wo das Wetter schlechter ist. Schon regnet es leicht aus der immer dickeren Wolkendecke. Wieder beginne ich die Zahlen auf dem Fahrradcomputer in Zehner- und Hunderterschritten zu zählen: Endlich, 200! Es reicht für heute. Bei der nächsten Gelegenheit verlasse ich den Uferradweg und nehme die Drautalbundesstraße, halte Ausschau nach einem Lokal, wo ich ein Abendessen nehmen werde. Dann wird auch der Wirt nichts dagegen haben, wenn ich vor seinem Lokal für ein paar Stunden mein kleines Zelt zur Nachtruhe aufstelle. Da

taucht rechts der Straße der kleine Ort Olsach auf, wo mir ein Café entgegenleuchtet. Ich schließe das Rad ab, bestelle eine Pizza und ein kleines Cola. Dann frage ich die Kellnerin, ob es in Ordnung geht, wenn ich mein Biwak vor dem Lokal aufschlage.

„Dos kann i da nit nit sogn. Do muaß i erst den Chef frog“, antwortet die Kellnerin.

Nach einer halben Stunde kommt meine Pizza. Sie sieht ein wenig angebrannt aus – war wohl etwas zu lange im Ofen.

„Zahlen bitte!“

„Dos mocht sieben Euro sechzig bitte.“

„Da Chef hod gsogt dos mit dem Zelt geht bei uns leida nit.“

Ich zahle meine Zeche – gebe kein Trinkgeld und mache dass ich weiterkomme.

Ein nettes Beispiel von rührender Gastfreundschaft.

Ich setze mich aufs Rennrad und fahre wieder hinaus in den Regen – zurück zum Drauufer.

Dann – kurz vor Spittal an der Drau auf der Krone des Hochwasserschutzdeiches baue ich umgeben von hohem Gras und Gebüsch mein Zelt auf, stopfe die verschwitzte Kleidung in meinen wasserdichten Müllsack und lege mich nach zweihundertfünf Tageskilometern zur Ruhe. Meine Einschlaflektüre packe ich diesmal nicht aus. Es wäre sinnlos.

TAG III

Letzte, kurze Etappe

Der Wecker klingelt. Es ist 6.30 Uhr. Die Berge des oberen Drautals sind zum Teil von tiefhängenden Wolkenfetzen verdeckt. Es regnet immer noch – wenn auch nicht mehr so stark. Nach zehn Minuten habe ich Zelt und Schlafsack in meinen Rucksack gestopft und fahre los. In Spittal an der Drau lässt der Regen nach. Ein gutes Frühstück trägt dazu bei die verbrauchten Energiereserven zu ersetzen. Ich überquere den Lieserfluss, der vom Millstättersee herunterkommt und verlasse das Stadtgebiet von Spittal in Richtung Lienz. Nach einem hügeligen Abschnitt komme ich in die Ortschaft Möllbrücke.

Bei Sachsenhausen, wo sich eine schöne, alte Flößlerlende befindet, beschreibt die Drau einen scharfen Knick durch einen engen Einschnitt. Die Strömung ist hier wegen des erhöhten Gefälles viel reissender und unruhiger als anderswo.

Auf den letzten Kilometern meiner Fahrt komme ich an einen altbekannten Platz: Bei meinem ersten Fliegerurlaub nach Greifenburg vor zehn Jahren habe ich das „Fish-Inn“ kennen gelernt: Ein sehr gutes Fischlokal, das mitten im schattigen Auwald, teilweise auf einer Brücke, hart an einem sauberen,

forellenreichen Gebirgsbach gebaut und in liebevoller Kleinarbeit verziert worden war. Die freundliche Bedienung, die wildromantische Lage des Lokals und die gemütliche, kleine Stube, die immer zum Bersten voll war, beeindruckten mich so, dass ich vor Jahren beschlossen habe einmal hierher zurückzukehren. Vor der Hütte steht heute ein verschmutzter Wohnwagen. Das damals frische Holz ist vermorscht und die Fensterbalken hängen lose herunter. Die Reste einer hölzernen Forelle und die verblasste Aufschrift „Fish-Inn“ zeugen alleine von der verschwundenen Pracht der früher so beliebten Gaststätte.

Warum konnte nur ein so schönes und gutgehendes Lokal dermaßen verkommen?

Ich denke an eine Geschichte, die der Wirt erzählt hat, als ich im Frühjahr 2000 bei Forrelle, Bier und Wein mit Fliegerfreunden hier zusammengesessen bin. Die reizende Lage des Fischrestaurants, die exzellente Zubereitung der Forellen und das urige Ambiente waren im ganzen Land bekannt. Irgendwann erfuhren auch die Mitglieder der damaligen Bundesregierung – vielleicht durch den inzwischen verstorbenen Kärntner Landeshauptmann – davon und beschlossen ins „Fish-Inn“ auf Forellenschmaus zu fahren. Da machte der leutselige Wirt einen Fehler: Er beklagte sich – vielleicht in der Hoffnung auf Hilfe – bei seinen

erlesenen Gästen über die Fischreihher. Sie fräßen ihm seine Teiche leer und es bilebe ihm keine andere Wahl, als sie abzuschießen. Verbot hin oder her. Darauf, dass sie geschützt sind, könne er keine Rücksicht nehmen. Ausführlich erzählte er uns damals über das folgenschwere Zusammentreffen mit den Politikern:

„Dann habe ich ihnen noch die ausgekochten Schädel der Reihher gezeigt, die ich abgeschossen habe“, berichtete er. „Mir bleibt ja nichts anderes übrig, wenn die Viecher mir alles wegfressen, wovon ich lebe“.

„Und dann?“

„Hohe Geldstrafen hab ich zahlen müssen. Ein Gerichtsverfahren ist immer noch im Gang. Den Jagdschein haben sie mir weggenommen. Die haben ja alle keine Ahnung davon, was es heißt, wenn man sich sein Geld durch ehrliche Arbeit im Schweiß des Angesichts verdienen muss. Die leben in einer anderen Welt und wissen schon lange nichts mehr von der Wirklichkeit. Wenn sie noch einmal zu mir kommen, lass ich sie nicht mehr bei meiner Tür herein!“, schimpfte der Wirt.

Das war vor zehn Jahren.

Heute stehe ich vor den modernden Resten des einst blühenden „Fish-Inn“ und schaue in das klare Wasser des Bergbaches hinunter. Noch immer tummeln sich Mengen von Forellen darin, während die alte

Hütte mit allem, was heute noch an das „Fish-Inn erinnert, langsam vor sich hin verrottet. Man hat den „Reihermörder“ fallen lassen. Er wäre sicher besser beraten gewesen, wenn er damals nicht seine ausgekochten Reiherköpfe den Regierungsmitgliedern gezeigt hätte. Noch besser, hätte er niemals einen Fischreiher geschossen und seinen Schädel ausgekocht. Langsam radle ich die letzten paar Kilometer bis Greifenburg und denke an den schönen Abend im „Fish-Inn“ vor zehn Jahren, grübele darüber nach, wie das Leben von einem Moment auf den anderen die Weichen von Glück und Reichtum auf Unglück und Verarmung stellen kann, über den Zahn der Zeit, der unerbittlich an allem nagt, über Vergänglichkeit.